

Postort: München

NUMMER 22 / 1937 / PREIS 60 PFENNIG

Jugend

SONDERNUMMER ZUR REICHSNAHRSTANDSWOCHEN MÜNCHEN



Blut und Scholle

Lobisser, Klagenfurt

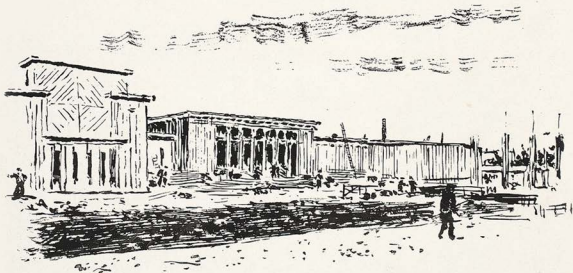
Geleitwort

Vielleicht ist mancher zunächst überrascht, eine Sondernummer der „Jugend“ in Verbindung mit der Reichsnährstandsbau gebracht zu sehen. Was hat eine Zeitschrift, deren Ursprung und Ziel ganz in der Gestaltung des Künstlerischen ruht, mit der harten und erdverhafteten Arbeit des Bauertums gemein? Doch wer tiefer in das Wesen und den gewachsenen Zusammenhang der lebendigen Dinge sieht, der wird nicht nur die Möglichkeit einer Gemeinsamkeit von Kunst und Bauertum gelten lassen, sondern darüber hinaus geradezu an ihre Notwendigkeit glauben und sich jeden Versuches freuen, diesen Zusammenhang recht ins Bewußtsein des Volkes zu rufen, an seiner Pflege und Gestaltung teil zu haben. Wir wollen gerade an dieser Stelle eingedenk bleiben, daß Kunst und Kultur nicht eine Sonntagmorgen-Angelegenheit sind, daß sie vielmehr dem Leben in seiner Gesamtheit zugehören und nur dann sind, was sie heißen, wenn sie aus dem Boden ihres Volkes wachsen. Boden und Bauertum aber sind eins und so wird uns klar, daß schließlich alle echte Kunst, die in bleibender Gültigkeit den Raum ihres Volkes erfüllt, in Boden und Bauertum ihre Heimat hat. Es ist nicht von ungefähr, daß gerade in den Bezirken des Bäuerlichen so viel lebensvolle und eigenwillige Volkskunst Ausdruck und Gestalt gewann. Am Ende führt ja auch bei Jedem, der als wirkendes Glied der Kunst zugehört, Blut und Ahnenerbe irgendwo und irgendwann zurück zur Bauernscholle früherer Vorfahren, aus deren Wurzeln im Laufe unzähliger Geschlechter der hohe, lebensstarke Baum der Nation erwachsen ist. So erscheint das Gleichnis des Lebens wohl recht gesehen: Bauertum und Kunst gehören zusammen wie Baum und Blüte, beide dem gleichen Urgrund entsprossen, beide dem gleichen Gesetz getreu, ardeht in das Notwendige zu wachsen.

Solche Sinngemäßung sei vorliegender folge der „Jugend“ Symbol und Geleit.



Landesbauernführer



Die Ausstellungshallen

Die Erben vom Haidhof

Von Silvester Rosegger

„Müssen ihn doch was lernen lassen, den Bub —, was rechtes, hat ja die Anlag dazu!“ meint die Haidhoferin zu ihrem Mann.
„Was wirst denn ihn lernen lassen? Ist's nicht genug, wenn er ein tüchtiger Bauer wird?“

„Ja, aber — aber so ein Köpfl wie er hat, ist ja schäd zu einem Bauern!“ sagt drauf die Haidhoferin langsam.

„Ha, schäd zu einem Bauer! Sollt'n die größten Esel, die in der Welt herumlaufen, Bauern werden? Nein, nein — der Franzl muß einmal Haidhofer werden und damit basta!“ Und hinaus ist er aus der Stube, der Haidhofer, und hat die Türe zugeschlagen, daß das ganze Haus zitterte. „Die verfluchten Weiberleut“, wissen nicht einmal, zu was ihre Fratzen taugen!“

Am anderen Sonntag kam der Pfarrer von Greifling zum Haidhofer hinauf.

„Na, Herr Pfarrer, was führt denn Ihnen zu mir herauf in die Einschicht?“ fragte Haidhofer verwundert, als er dem Pfarrer gegenüber stand.

„Nix weiters“, versetzte drauf der Pfarrer, „nur heraus hab ich wollen aus der Stube, heut bei dem Wetter. Und grad bei Ihnen da gefällt's mir so gut!“

„Ja, ist schön, Herr Pfarrer, daß S' uns einmal aufsucht“, sagte Haidhofer trocken.

Indessen kam die Haidhoferin an und lud den Pfarrer zu einer kleinen Stärkung ins Haus.

Während der Pfarrer das Geröcherte aß, das ihm die Haidhoferin vorgestellt, lobte er den Haidhof über den grünen Klee. Es wird auf keinem Hofe im Dorfe mit solchem Fleiße gewirtschaftet wie auf dem Haidhof, sagte der Pfarrer wiederholend, und verschlang ein Stück Fleisch um das andere. Und auf keinem Hofe bekommt der Herr Pfarrer eine so gute Stärkung wie auf dem Haidhof, mag er sich selbst gedacht haben.

Als der Pfarrer zum Schlusse noch mit Haidhofer den „Zwetschkernen“ ausgekostet hatte, kam er plötzlich auf den Sohn des Haidhofers zu sprechen.

„Ist ein helles Köpfl, der Franzl“, begann er, „meiner Seel“, ich hab mir schon oft gedacht, in dem steckt etwas Besonderes! Ist frei schäd, wenn der Bub nichts Besseres wird als ein...“

Haidhofer sah plötzlich zum Pfarrer auf, als wollte er ihm eine grobe Antwort geben, aber schon hatte dies der Pfarrer bemerkt und glich wieder aus.

„Ich mein halt, Haidhofer, der Franzl könnt's zu was bringen!“

„A freilich“, drauf der Haidhofer beruhigend, „das hoff ich auch! Wird so weit nicht aus der Familie geraten sein!“

„Ja — der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! Waren tüchtige Bauern, die Haidhofer, bis zurück ins sechzehnte Jahrhundert sind's in der Kirchenchronik verzeichnet. Ist eine wahre Freud“, wenn man zurückschau auf das Geschlecht. — Ich sag's Ihnen, Haidhofer, wie Sie Ihren ersten Sohn zur Tauf haben bracht, welche Freude das für mich war, daß ich gewußt habe, das Geschlecht der Haidhofer stirbt nicht aus! Und alle Ihre Vorfahren und die Kinder davon haben es zu was gebracht! Einer ist gar ein Pfarrer geworden! Das heißt was, vom Bauernbub zum Pfarrer! Nicht?“

„Ja ja — gewiß, wenn ein anderer da war, der den Hof übernommen hat und taugt hat dazu...“, sagte drauf Haidhofer selbstverständlich, „aber eine ewige Schande wäre es, wenn wegen einem ‚Pfarrer werden‘ ein Bauernhof zugrunde ginge.“

„Wenn aber der Drang und die Fähigkeit vorhanden war?“ meinte der Pfarrer. „Ich — ich mein‘ immer, was ich so beobachtet hab in der Schule, der Franzl ist für was anderes bestimmt, als das, was er werden soll! Wenn ich so sitzen sehe in der Schulbank — Haidhofer, da denk ich mir immer, das muß einmal ein Pfarrer werden, um alles auf der Welt!“

„Hah — von wo soll er denn das her haben? Der Franzl taugt zu nichts als zu einem Bauer, so wie ich und sein Groß- und Urgroßvater“, antwortete Haidhofer fest und überzeugend.

„Aber Haidhofer, es wär doch so eine große Ehr“, wenn's heißen würde, der Sohn vom Haidhofer hat's zu einem Pfarrer gebracht! Und wenn Sie Ihren Sohn predigen hören würden! Fürs ganze Geschlecht wäre es ein Ruhm und eine Ehre!“

„Ist mir lieber, wenn es heißt, der Franzl ist ein tüchtiger Bauer geworden und Ehr' ist's mir gnug, wenn ich weiß, den Haidhof hab ich meinem eigenen Sohne übergeben! Ist mir Ruhm genug, wenn ich mit dem Glauben ins Grab gehen darf, der Haidhof bleibt bestehen!“

„Haidhofer, tun Sie es unserm Herrgott zulieb, er hat ihm die Gnad' zum Pfarrer gegeben! Nehmen Sie doch nicht die Verantwortung auf sich, Sie müssen es doch einmal vor unserm Herrgott verantworten, daß er...“

„Zum Bauer hat er die Gnad' kriegt“, sagte Haidhofer energisch, „der Franzl gehört hinter den Pflug, aber nicht in eine Kuttel!“



Demmel

„Aber Mann!“ fuhr die Haidhoferin dazwischen, „sei doch vernünftig! Der Herr Pfarrer meint es doch nicht schlecht mit dem Bub! Kost gar nichts fast, das Studium!“

„Und wenn ich was draufzählt bekomme! Soll's denn so sein wie früher? Die Besten, die Tüchtigsten haben's herausgeholt aus den Bauernhäusern — in die Klöster gesteckt, weil sie einen hellen Kopf hatten, weil es schad gewesen wäre, wie Bauern werden zu lassen, und drinnen in den Klostermauern sind sie fast zugrunde gegangen vor Gram, weil's doch eingesehen haben, wie sie Männer geworden sind, daß sie für was anderes bestimmt sind und zu tun haben würden, als dem Herrgott den hellichten Tag abstellen! Die größten Esel, die es gegeben hat — den Dümtesten von allen Kindern hat man den Hof gegeben und hat gesagt: Na — zu einem Bauer tut er's schon! Und was war mit diesen Bauernhöfen? Verkommen sind sie — zugrunde gegangen — weil einfach der gefehlt hat, der dazu bestimmt war, einer, der den Pflug richtig in die Erde gesetzt. Nein, nein —“, sagte Haidhofer entschlossen und ist aufgestanden, „aus einem Bauern kann man kein Pfarrlein machen!“

Als im Herbst die Schule wieder anfang in Dorfe und auch dem Haidhofer sein Bub das letzte Schuljahr antreten sollte, fuhr der Haidhofer eines Morgens mit dem Kutschwagen der Landstraße zu, sein Sohn, der Franzl, saß neben ihm im Sonntagsgewand, hinten im Wagen lag ein Koffer und einige Pakete. Beide saßen vorne auf dem Bock, während das Pferd langsam über den Feldweg dahintrabte.

„Vater?“ fragte Franzl plötzlich, während er die Zügel straffer spannte, „kann ich, wenn ich einmal Pfarrer bin, auch noch pflügen?“

Haidhofer sah seinen Jungen verwundert an, als er drauf sagte: „Freilich kannst noch pflügen, wennst einmal Pfarrer bist, aber keine Erde, sondern Menschenseelen.“

„Menschenseelen — Vater?“

„Ja, Menschenseelen — daß was wächst drauf!“

„Nein, Vater — ich mein' — wissen S', auf'n Acker, mit dem Schimmel und dem...“

Das Pferd sprang plötzlich aus dem Weg, es hatte sich vor etwas erschreckt.

Haidhofer fragte seinen Buben nicht mehr, er wußte, was er damit meinte.

Spät am Abend fuhr der Haidhofer wieder über seine Felder seinem Hofe zu. Langsam ließ er das Pferd im Schritte dahingehen, als wäre es noch früh am Tage. „Na ja — so sei es in Gott'snamen, wenn es anders nicht sein darf“, sagte er halb laut vor sich hin.

Solange hatte der Pfarrer auf den Haidhofer eingeredet und sein Weib ihm solange vorgesungen, bis er endlich sein „Ja“ dazugegeben hatte, den Franzl Pfarrer werden zu lassen, Haidhofer hatte sich zurecht gefunden, dem zweiten Sohn, dem Sepp, den Hof zu geben. Freilich hatte dieser keine Anlage zu einem Bauer und zeigte sich überall als höchst ungeschickt. Aber Haidhofer sagte sich, er ist doch auch von seinem Blut, er wird ihn schon zurechtmachen, daß er das wird, was er sein soll. Damit hatte er der ewigen Zankerei seitens seines Weibes ein Ende bereitet und schickte den Franzl auf Veranlassung des Herrn Pfarrers ins Priesterseminar in die Stadt. Es war ein schwerer Schritt — ein schwerer Entschluß, als er den Buben vom Hofe fuhr, den Erben seiner Müh' und Fleißes fremden Ideem, gegen seinen Willen auslieferte. Er fühlte ekle Scham in sich und vor seinen Vorfahren, ihm war, als stünde sein Vater vor ihm, die Worte wiederholend, die er ihm auf dem Sterbebett ans Herz gelegt: Laß deinen tüchtigsten Jungen Bauer werden, damit der Haidhof bestehen bleibt.

Mit der eigenen Faust wollte er sich ins Gesicht schlagen, daß er seinen eisernen Willen von schönen Worten brechen ließ. Aber nun sei es einmal so, vielleicht hält er es so nicht aus zwischen den Klostermauern. — Mit dieser Hoffnung ist der Haidhofer wieder hinter seinem Pflug hergegangen und schälte Furche um Furche.

Jahre vergingen und der Haidhofer ist alt geworden; seine Haare haben sich schneeweiß gefärbt, seine Stirne zog sich in tiefe Falten. Die einst so hellen Augen haben ihren Glanz verloren,

lebensmüd leuchteten sie aus den tiefen Höhlen. Er kannte sich selbst nicht mehr. —

Als sein Weib eines Tages zu ihm sagte: „Wir hätten doch den Franzl nicht fortlassen sollen!“, nickte er nur stumm und ging aus der Stube. Sie hatte jetzt selbst eingesehen und erkannte, an was ihr Mann leidete.

Der Sepp taugte nicht, trotz Haidhofers eindringlichen Lehren. Die ganzen Nächte johlte er in den Wirtshäusern um, vertrank und verspielte, was sein Vater durch heißen Schweiß erworben. Die einst so schönen Acker des Haidhofes, über die üppige Saatens wogten, verunkrauteten, trugen wenig Frucht — das Vieh stand dürr und hager im Stall, das frohe Jauchzen um den Haidhof war in tiefes Schweigen verklungen.

Fast jeden Tag ging Haidhofer auf seine Felder hinaus, sich auf einen Stock stützend, und sah, wie mit ihm alles müde und alt wurde. Vergebens suchte er nach etwas, fand es aber nicht. — Dann sah er wieder zu dem Weg hin, auf dem er ihn fortgefahren — verkündet und unbeholden.

Eines Abends mußte der Pfarrer geholt werden — „der Haidhofer sei im Sterben!“ — Zögernd erfüllte der Pfarrer seine Pflicht. Er war, seit Franzl weg war, sehr wenig bei Haidhofer gewesen. Aber heute mußte er hin — ihm die letzte Ehre erweisen.

„Herr Pfarrer!“, stotterte Haidhofer auf dem Sterbebett nach langem Würgen hervor, „Herr Pfarrer, bringen S' meinen Sohn wieder zurück zum Pflug!“ Dann schloß er seine Lippen zu ewigem Schweigen. —

Nach ein paar Wochen folgte ihm sein Weib. — — —

Kahl und öd stand der Haidhof da. Auf dem großen Hausacker pflügte der Sepp. Hart war der Boden geworden; immer wieder setzte er den Pflug in die Erde — doch die Erde sagte nein. Es war zu spät. —

Nach vergeblichem Mühen, ein ganzes Jahr hindurch, verkaufte Sepp den Haidhof.

Die Gespenster der Bodenwucherer schlüchen um den uralten Hof. — — —

An einem schönen Sommertage ging ein junger Mann den Haidweg entlang. Lange, eilige Schritte holte er aus; seine Augen richteten sich unentwegt zu dem am Waldrande verfallenen Bauernhof. Der lange schwarze Überrock flatterte lebhaft im Morgenwind. Er schien die Kleider eines Pfarrers zu tragen.

Es war der Sohn des Haidhofers. Nach unsagbaren Überwindungen, die ganzen Lehrjahre hindurch, ist er, um den Wunsch seiner Eltern zu erfüllen, Pfarrer geworden.

Endlich hat er den Hof erreicht, in dem seine Wiege gestanden, in dem er seine ersten Jugendjahre verbrachte. Er stürmt über den Hof, hinein in das Haus, in die Stube, hinauf in die Kammern — ruft nach Vater und Mutter — aber niemand meldet sich. Nur seine Worte hallen höhnisch zurück aus den Stuben und Kammern. Dann heulte er laut aus sich heraus und hockt sich unbeholfen auf die uralte Ofenbank.

Am Abend ging er schweigend über die Felder, über die er einst stolz als Junge mit dem Pflug gefahren, die Worte hervorbrechend „Vater — Vater! Warum hast mich nicht beim Pflüge lassen?“ — —

Seit diesen Tagen wurde der junge Pfarrer nicht mehr gesehen.





Pflügender

W. Niedermayer

EIN ECHTER BAUERNMALER

Wer einmal Gelegenheit hatte, eine Ausstellung des Bauernmalers Wilh. Niedermayer, Englbürg (Post Tittling) in den Räumen des Münchener Künstlerbundes zu sehen, der fühlt, daß dieser selbst nicht nur Maler, sondern in erster Linie Bauer ist. Erdverbundenheit entströmt allen seinen Werken.

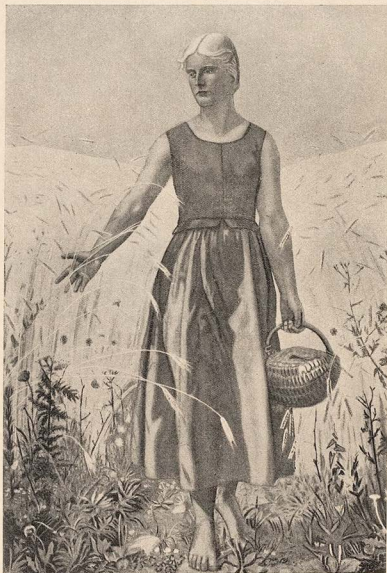
Der muß selber in aller Herrgottsfrüh die Sense geschwungen haben, der muß selber hinterm Pflug gegangen sein, der in seinen Werken den Bauern und das

Bauerntum so unverfälscht schildern, so echt zeichnen kann. Und so ist es auch! Wilhelm Niedermayer ist selbst Bauer, ja sogar ein Studierter und hat an der Technischen Hochschule in München manches Semester gedrückt, ehe er heimgefunden hat zu seiner Kunst in die Einsamkeit der Heimat, des Bayernwaldes. Seit Jahren haust er nun dort, ohne aber die Verbindung mit dem Kunstleben der Stadt der deutschen Kunst, Münchens, verloren zu haben. In tiefster Einsamkeit hat er sich

da, wo auch sein Vater gelebt und gewirkt hat, selbst ein kleines Häuserl, eine kleine Kunststätte, erbaut. Und von hier aus unternimmt er Streifzüge und Fahrten in den Wald, zu den Bauernhöfen, zur Bauernarbeit.

Wilhelm Niedermayer ist der Maler des bayerischen und süddeutschen Bauertums in einer Zeit, da der Bauer der erste Bürger des Staates geworden ist, in einer Zeit, die man schlechthin die Zeit des Bauern nennen kann.

Meier



Frau im Kornfeld

Gemälde von Wolf Willrich

Abendsegen

Der Tag gab unsern Mühen
Ein heiteres Verglühen
Froh, feierabendreich.
Was wir noch mehr verlangen,
Ist vor uns aufgegangen
Im Duft der Erde warm und weich.

Es regt sich in den Gärten,
Groß wird der Sommer werden,
Da uns die Saat gedeiht.
Und jedem sei beschieden
Die Ernte und der Frieden
Und eine Heimat in der Zeit.

Wolfram Dieterich

Die alt' Lechnerin

Von Franz Langheinrich

Es ist ein warmer Junitag. Still sonn sich der See im lauen Winde. Der kommt westlich, vom oberen Waldeck herunter über die Wiesen und Äcker, treibt sich ein bisserl im Dorf umher und weht dann zum See hinab. Die Wellen kräuseln sich in wohligem Behagen. Von der waldigen Höhe des Ostufers schaut die Klosterkirche herüber. Hier am westlichen Seerand duckt sich das Kirchlein von Holzhausen bescheiden unter die weitgespannte Himmelsbläue. Um seine Mauern auf dem kleinen Hügel glänzen die hellen Grabsteine in der Sonne, weiter drunten liegen die Holzhausener Höfe. Beim Lechner am Eck brennen die roten Nelken im Fenster. Die alt' Lechnerin sitzt dahinter in der dämmerigen Stube. Sie sitzt am gewohnten Platz auf der Holzbank zwischen zwei Kisseln beim Spinnrad. Das große Rad geht, die Gedanken der Lechnerin gehen mit. Der Schafdarm schnurrt ums Rad — wie oft haben ihn die Mäus' schon weggefressen, wenn das Rad am Speicher ruhte. Das Spinnrad hat die Lechnerin von der Mutter mitgebracht, vom Oberland herunter. Damals sagten die breiten See-Bäuerinnen mit ihren 36 Ellen Rockstoff und dem wichtigen Bänderschmuck dem Hochzeiter Lechner: „Wo hast denn die herbracht? Die schaut ja aus wie a Ackerschneit!“ Damals war die Lechnerin schlank, jetzt ist sie dürr. Und der Lechnerbauer liegt schon lange droben bei der Kirch' am Freihof. Sein Sterbebett hatte im Oberstock gestanden. Weil die Stieg zu eng ist, mußten sie ihn am Seil von der Altane herunter lassen. — Das Rad surrt und die Gedanken surren mit. Den Fiachs haben sie immer selber gebaut und gedörrt. Brechen tun sie ihn im Dorf misammen, einmal bei dem, einmal bei dem. Wer nicht dabei ist, wird ausgerichtet. Die Lechnerin zupft das Werg von der Kunkel und feuchtet die Finger im Wasserschlüssel. Der Faden muß gut eingezogen werden; wenn er reißt, ist's fad, ihn wieder zu holen. Das Rad surrt. Wenn's gut geht, gibts heut wieder anderthalb Spulen, einen ganzen Schneller feinen Faden. Dann kriegt's der Weber. Zeit ihres Lebens hat sie das eigene Leinen gehabt für die Hemden, die Betten, die Kinder, fürs ganze Haus. Ihre Leinwand hält ein Menschenalter aus und noch länger. Das Rad surrt. Am Samstag ist der Feistl, der Uttinger Schuster und Hochzeitlader mit seinem wehen Fuß durchs Dorf gehinkt und hat die Ladung verkündigt: „Zum heiligen Sakrament der Ehe haben sich versprochen der tugendsame Jüngling Korbinian Lechner mit der tugendsamen Jungfrau Kathl Jose, welche künftigen Montag als den sechzehnten Juni morgens zehn Uhr in dem priesterlichen Gotteshaue zu Utting die priesterliche Einsegnung und Hochzeit dann veranstaltet ist. Hernach geht man in die Taferswirtschaft des Herrn Anton Zimmermann von Holzhausen, wo ein ländliches Hochzeitsmahl veranstaltet wird und verakkordiert zu fünf Mark. So sind Sie höflich inventiert und eingeladen im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit Gott Vater, Gott Sohn und der Heilige Geist.“

Das Rad surt. Ja, und heut hat er nun Hochzeit, der Korbinian. In der Früh um sechs sind die Uttinger Musikanten mit dem Feistl herübergekommen und haben Rewell geblasen durchs Dorf. Der Korbinian ist im blauen Schurz und Pantoffeln hinauf zum Jobe und hat die Kathl ins Haus geholt. Mit der Näherin haben sie ihr das Brautgewand angezogen, ganz schwarz, und weißer Schleier und Myrtenkranz. Dann sind sie alle hinüber nach Utting, der Firmpat, der Anton Zimmermann voraus auf seinem Gaul, dem Goldsattel; alle in der Joppen, aber die Frauensleut im Festgewand. Die alt' Lechnerin ist daheimgeblieben. So still ist's um sie her — nur das Rad surrt und der Faden gleitet durch ihre zittrigen Finger. Sie weiß von ihrer eigenen Hochzeit her, jetzt sind sie drüben in Utting beim Oberwirt und es hat Bratwurst gegeben, Brezen und Andechser Klosterbier. Dann geht der Zug

mit der Musik zur Kirche. Zuerst die Jünglinge, dann der Hochzeiter mit den Beiständen, dann die Mannslaut, dann die Braut, zwischen der Nächsten und dem Gruber Kaspar, dem Polizeidiener, zum Schluß die Frauen und Jungfrauen. Das Rad surrt, langsamer, und bleibt stehen. Die alt' Lechnerin ist eingeschlafen. Da ist sie aufgeschreckt von einem lauten Büchenschuß, und noch einer und noch einer. Sie sind wieder herüber in Holzhausen. Hinter der Kirch hat der Jager geschossen — den Hochzeiter hat's gerissen. Und der Beiständer, der Däschler Lenz, lacht heimlich: „Ja, wenn die Wilderer Hochzeit machen, muß der Jager schießn.“ —

Beim Anton Zimmermann ist große Hochzeitstafel. Nudelsuppen — Voressen — Rindfleisch mit Kraut. Dazu spielen die Musikanten den Kraut-Tanz auf. Und wenn der ausgetanz ist, kommen die Brat- und die Weißwürst. Dann wird Kalbsbraten und Schweinsbraten aufgetragen und Soßfleisch zum Herausbrocken und saure Leber. Am Hochzeitsstisch bei den Brautleuten und den Beiständen und Geschwistern und Firmpaten haben sie noch Kalbskopf und Einwickelbraten. Jeder kriegt zwei Brot und drei Brezen und Bier, so viel er mag. Was man nicht zwingt, kommt ins Bschoadtl mit Fensterstock. Zwischen jedem Gang wird Luft geschafft mit Landlern und Schleifern. Und mitten im Mahl erhebt der Feistl, der Hochzeitlader, seine ölige Stimme zur großen Hochzeitsrede: „Hochzuverehrende Hochzeitsgäste! So lese ich im fünften Kapitel am zweundzwanzigsten und dreiundzwanzigsten Verse beim Apostel Paulus: Dieses ist ein großes Sakrament. Aus dieser Beziehung etwas mehreres zu sprechen ersuche ich um gefälliges Stillschweigen und sich ruhig zu verhalten. So viel ich sehe, ist nun alles im besten Wohlstand und Vergnügheit. Ich komme aber nicht, um ein Vergnügen zu stören, sondern bei so Ende gehn des Tages nicht nur ein leibliches sondern ein geistiges Vergnügen gegenwärtig Anrede zu verschaffen. Hochzuverehrendes Brautpaar! Betrachtet dieses große und heilige Werk so in diesem Zeitpunkt mit Euch vorgegangen, damit die Eheleute und das menschliche Geschlecht fortgepflanzt werden. So sehen wir schon im Eingang unsere Stammeltern Adam und Eva — Gott sprach zu ihnen: wachset und vermehret euch und füllet die Erde an. In dem man nicht kaltsinnig oder mit unedlen Absichten drohen darf, der Ehestand wäre nur eine menschliche Satzung oder leichtsinniger Gebrauch. Alle sonst gewöhnlichen Vergnügungen verbitten darum, geliebteste Brautleute und endlich für dieses und das zukünftige Leben eine wahre Hölle auf den Rücken binden. Dies allein ist notwendig und aus dem Ehestand einen wahren Stand des Glückes und des Vergnügens zu machen. Um aber das verehrte Brautpaar nicht zu betrüben und nicht zu tief in ihre Herzen einzudringen, so will ich mit wenigen Worten beruhen zu lassen mit einem herzlichem Glückwunsch meine letzten Worte schließen: es lebe der Jungherr Hochzeiter! es lebe die Jungfrau Hochzeiterin!“

Feistl hatte wunderschön gesprochen. Und als er um sechs Uhr die Titulation ausbrechte und sich für das edle Brautpaar bei allen bedankte und bei jedem mit einem Tusch, bei den Firmgödeln, bei den Nachbarn, bei den Beistehern, da hatte der vierte Hektoliterbanzen die letzte Hochzeitsmaß hergegeben. Die Hochzeiter wurden heimgelassen. Über dem See hatten sich dunkle Wolken gesammelt; ganz fern in den Bergen zuckte der Himmel vom Wetterleuchten. Die alt' Lechnerin erinnerte sich in der Früh, daß sie von ihrer Heimat geträumt hatte. Da war sie wieder die Eder Klara gewesen, und der Lechner Sepp war gekommen und sie hatten in der Schönau Gras geschnitten, und alles war so froh gewesen und voll Sonne.



Deutscher Sommer

Fritz Gartner

Der Nazehofbauer Jos. Lipp von Weißensee und seine

Holzschnittkunst

Von der Landstraße Füssen—Weißensee führt ein Hügelpfad auf eine kleine Anhöhe, auf der der Nazehof steht, den der in der Mitte der Dreißiger Jahre stehende Bauer Josef Lipp bewirtschaftet. Wer so zufällig an diesem Hof vorbeikommt, ja ihn vielleicht auch zu kurzer Rast betritt, dem wird zunächst gar nichts auffallen, denn es geht dort zu wie auf jedem Bauernhof des Allgäus und des ganzen Alpenvorlandes, auf dem ein rechter Bauer haust, der in allem nach dem Rechten sieht und bedacht ist, daß die Wirtschaft weiter und vorwärts geht. Wer aber länger dort verweilt oder gar in den Wintermonaten hinkommt, wo es draußen auf den Feldern und Äckern nicht viel zu tun gibt, der wird erkennen, daß dieser gleiche Bauer auf dem Nazehof auch noch eine andere Tätigkeit ausübt, die man sonst eigentlich bei einem Bauer am allerwenigsten vermuten würde. In der Zeit, die ihm die Bewirtschaftung seines Hofes noch freiläßt, stellt Josef Lipp Holzschnitte her. Er hat damit in seinem achtzehnten Lebensjahr begonnen, nachdem er auf dem mit Gründen nicht allzu reich begüterten Hof in einer karglichen Kindheit



An der Tränke

Josef Lipp

eine gar harte Lebensschule durchgemacht hatte, heißt es doch auch heute noch „das Sach zusammenhalten“, damit die Wirtschaft einigermaßen auskömmlich weitergeht.

Unter solchen wirtschaftlichen Verhältnissen ist es durchaus begreiflich, daß Lipp für eine Liebhaberei, wie sie die Holzschnittkunst zunächst ja auch bedeutete; schon gar nicht die Mittel hatte, bei einem Lehrer in die Schule zu gehen. Vielleicht war aber gerade dies der eigentliche Grund dafür, daß er es heute auf diesem Gebiet künstlerischen Schaffens zu einer unbestrittenen Meisterschaft gebracht hat. Was er hier schuf, hat er ganz allein aus sich heraus geschaffen, und daß er dies konnte, verdankt er seiner Verbundenheit mit der Umwelt, in der er auf seinem Nazehof jahraus, jahrein lebt. Aus der Natur seiner Berge hat er auch von Anfang an die Motive für seine Bildwerke genommen.

Der Holzschnitt in seiner handwerklichen Seite hat etwas Kraftvolles, Kerniges, eigentlich volkstümlich Urwüchsiges, in seiner künstlerischen Seite aber etwas ganz seltsam Feines, Zartes und Gemütvolles.

Den Bauern und Künstler Lipp kann man am besten vergleichen mit einem jener echten Heimatschriftsteller oder Volksdichter, die es aus ihrer Verbundenheit mit Volk und Boden heraus einfach treibt, ihre Empfindungen und Stimmungen in einer hochwertigen künstlerischen Form anderen mitzuteilen, als sonst die große Masse hierzu befähigt und in der Lage ist. Für den Nazehofbauer ist eben der Holzschnitt dieses andere hochwertigere Ausdrucksmittel. Darum sind eben auch die Vorbilder zu seinen Werken ausschließlich seinem Alltagsschaffen und der ihn umgebenden Heimat entnommen.

Die letzten Wurzeln jener Kraft, die auf irgendeinem Gebiet, sei es geistiger oder künstlerischer Art, zu besonderer Leistung befähigt, liegen immer in der lebenspendenden Scholle des Heimatbodens.



Josef Lipp

Dr. F. Lüers, München

D' Impfung

Von Th. Bauer - Peissenberg

Schon lang allewell hat die Mutter im Blattl nachgeschaut, wann heuer die Impfung ist. Endlich ist der Termin dringstend. Das war schon vor einigen Wochen und es ist auch notwendig, daß man's eine Zeitlang vorher weiß. Das ist aber nicht nur für die Mutter eines impfpflichtigen Kindes wichtig; die Geschäfte, die Weiß-, Woll- und Schnittwaren führen, die Näherinnen und vielleicht auch ein wenig die Schuhläden, sind dran interessiert. — Denn jede Mutter eines Impflings setzt ihren Stolz darein, daß ihr Sepperl oder Hansl, ihr Marala oder Annerl, oder wie sie alle heißen, am Impftag funkelnelneue „oglet is“. Und weil die Impfpflicht alle im Vorjahr Geborenen angeht, kommen Kinder vom 5. Monat bis zu fast eineinhalb Jahren in Betracht, und drum auch die verschiedensten Bekleidungsstücke. Während die Jüngsten kaum dem Windelpack entwachsen sind, tragen die Ältesten schon mit Stolz die ersten Hosen oder richtigen Kleidin. Und wenn die Kleinsten die meist von der Mutter selbstgefertigten „Bantscherlen“ anhaben, macht mit den Größeren schon der Schuster das erste Geschäft. — Man sieht also, die wirtschaftliche Bedeutung des ersten Impftages ist gar nicht so gering zu achten. —

Endlich ist er da, der große Tag! — Der Hausgang im Postwirtschaus ist heut eine Kinderwagengarage. Alle Arten von Kinderschäserin, Heuwagerin, Sportwagen, ältere und älteste Modelle und der letzte Typ — ein Stromlinienkinderwagen — stehen friedlich beieinander. Ein Impfling kommt per Auto und ein junger Bauer aus einer Riederschaft hat eingespannt und kutschiert seine Bäuerin mit dem Hoferban höchst elghändig zur Impfung. „s leids schier net recht, i hätt's dahoam grad neatl, awa da Bua is's wert“, meint er lachend voll Vaterstolz.

Und dann im Impflokal: Da sitzen und stehen die Mütter, die Kinder am Arm, und die sind alle sauber „zammadockert“, die Madin, wenn die Haar schon länger, oder wenns gar „Lockerlen“ haben, ein Mascherl am Kopf, und alle die kleinen Menschlein sind so lieb und appetitlich, daß man's grad gern anschaut. —



Allgäuer Bauernbub

Josef Lipp

Mütter sind beisammen und unterhalten sich und alles dreht sich halt um die Kinder — ums Zahnen, ums Laufen usw. „A kloans Binkala is a, awa fescht.“ „Mei, ischt ja sei Vadder a net groß.“ — An einem andern Tisch erzählt eine junge Mutter voll Stolz, „wie scheid des Büable scho ist, Handele gebn ko er scho lang und zoagn, wie groß is da Bui.“ Aber der Buiwag grad nicht und die Mutter ärgert sich recht, weil er's dahaim immer macht. „Da brauchts nia nix und gfremdelt hat er a net, i sag halt, wie älter, wie dümmer werns.“ — Ein kleines Mädlerl war eingeschlafen und mußte geweckt werden, es schreit, „wia werns am Spiaß steekat.“ „Bi do stad“, tröstet die Mutter, „kriagst Guatsalen“, aber nichts hilft, und eine Frau meint, daß vielleicht „a paar hinten drauf“ wirksamer wären. Da gibt's Protest. „A Kind unter an Jahr soll ma net haun, sonst vergebn üwahaups koane Schläg mehr.“ — Zwei Frauen, sie sind miteinander aufgewachsen, treffen sich. Länger haben sie sich nimmer gesehn. „Hascht o no obbs Kloans“, fragt die eine. „Mei, wenn ma halt Malen hat“, seufzt sie, sie hat das Ledige von der Tochter im Arm und Tränen in den Augen. — Und die andere, die ein Kostkind mütterlich betreut, meint: „Werd a groß wern und unsa Herrgott werds scho recht macha.“ — Da und dort vertreibt sich eine Mutter die Wartezeit mit Essen und Trinken. Abbeiserlen gibts, Bier und Limonad. — Und dann schaut man eben, daß man auch dran kommt. Ein molliges Armerl wird entblößt, ganz schnell geht's vorwärts. — Das Kind ist gelmpft, wird wieder angezogen, man ist einander behilflich. Der Saal, in dem Lachen und Weinen, Glucksen und Lallen durcheinander schwirrt, wird schön langsam leer. — Ein wichtiger Tag für Mutter und Kind geht vorbei — die Impfung ist der erste Schritt des kleinen Erdenbürgers an die Öffentlichkeit.

Auch in der „Garage“ wird's lichter. Bauerschäserl, Heuwagerl, Sportwagen und Stromlinienmodell rollen heimwärts — und was drin liegt oder sitzt, schlummernd, weinend, lachend oder krähend, was ins Leben hineinwächst — — das ist Deutschlands Zukunft!



Badende am Weißensee

Josef Lipp



Ernte im Gewitter

Willi Döhler

DIE PAPAGEIENWÄSCHER

Von Karl Gideon Gössle

Ein Schwabe, der zu der Zeit, als es noch keine Dampfmaschine gab, auf einem Dreimastsegler die Meere der Welt befuhr, und der es so zum Steuermann gebracht hatte, beschloß, die alten Tage in seiner Heimatstadt Stuttgart zu verleben. Er musterte in Bremen ab und kam in Württemberg an, nachdem er ganz Deutschland mit der Postkutsche durchquert hatte. Er ließ sein umfangreiches Gepäck vor dem Hotel „Herzog Christoph“ abladen. Er war glücklich, als alter Mann wieder da gelandet zu sein, von wo er als Junge die Lebensreise angetreten hatte. Nicht ganz so wohl fühlte sich der Begleiter unseres Seemanns, ein prächtiger buntparbener Papagei. Er war während der ganzen Reise in einem engen Käfig eingesperrt gewesen. Das harte Stoßen und Poltern der Postkutsche hatte er lange nicht so gut vertragen, wie das weiche Wiegen des Dreimasters auf den Wellen des Ozeans. Als sein Herr mit ihm das Zimmer im „Herzog Christoph“ betrat, forderte er gebieterisch „Lora rrrraus!“ Der Käfig wurde geöffnet. Der Papagei entkroch ihm und fand Trost auf einem Hirschgeweih, das über der Tür des Raumes angebracht war. Dieses Hirschgeweih erinnerte den armen

Vogel an Urwaldgezweig. Müde, wie er war, dämmerte er ein, nachdem sein Herr das Zimmer verlassen hatte.

Lora wachte erst wieder auf, als ein fremder Mensch den Raum betrat. Es war das Zimmermädchen. Sie sah nicht den Papagei über der Tür, und dieser hielt es für geraten, sich nicht bemerkbar zu machen. Lora frohlockte innerlich, als das Mädchen ahnungslos das Fenster aufmachte, weil ihr der Raum nicht gut genug gelüftet zu sein schien. Und beinahe hätte sich der Vogel durch Wonnegelächze verraten, als der dienstbare Geist das Zimmer verließ und das Fenster sperrangelweit offenbleib. Und nun tat Lora etwas, das jeder andere Papagei in seiner Lage auch getan haben würde: er flatterte herab vom Hirschgeweih und vertauschte die Enge des Hotelzimmers mit der großartigen Weite der Welt. Der Vogel strebte, das Meer der Häuser Stuttgarts hinter sich lassend, hoch in den blauen Äther hinauf. Das Fliegen machte nach dem langen Stillsitzen Spaß. Mächtig hob und senkte er die Schwingen. Ein Urinstinkt ließ ihn die südliche Richtung einschlagen. Er flog und flog und flog. Er kam aber weder nach Ägypten noch nach Italien, ja nicht ein-

mal an den Bodensee. Er erreichte nur Gönningen auf der Schwäbischen Alb. Als er diesen schönen Ort überflog, begann es bereits zu dämmern. Weil er müde und hungrig war, glitt er herab aus den Lüften und ließ sich nieder auf einem frucht-schweren Apfelbaum. Er pickte ein paar Äpfel an, steckte den Kopf unters Gefieder und schlief ein. Seine letzte Empfindung war, daß er fröstelnd Heimweh verspürte nach dem vertrauten Gesicht seines schwäbischen Herrn und Seemanns.

Am andern Morgen wachte Lora auf durch ein Gewirr von vielen Stimmen. Auf der Straße vor dem Garten und um den Apfelbaum herum, auf dem er saß, hatte sich halb Gönningen versammelt und bestaunte den großen, bunten, herrlichen Vogel. So einer war in Gönningen noch nie gesehen worden. Ja nicht einmal gehört hatten die Gönninger, daß in Gottes Schöpfung die Farbenpracht und Schönheit eines Papageis mit einbegriffen sei. Kunde von fernen Zonen drang eben nur schwer hinauf auf die Schwäbische Alb zu der Zeit, als sich unsere Lora nach Gönningen verirrt hatte. Es gab damals noch keine Eisenbahnen und Automobile; und Elektrizität und Radio harrten noch ungeschlossen der Erfindung und Auswertung.

Unter den Gönningern bildeten sich im Angesicht des fremden Vogels zwei Parteien, die zäh und verbissen um ihre Meinung kämpften. Zum Sprecher der einen Partei warf sich der Herr Pfarrer auf, der äußerte, daß unter den Federn Loras das Herz des Teufels schlagen müsse, denn es liege im Wesen des Teufelischen, daß es sich hinter verführerischer Pracht und greller Buntheit verstecke. Er sei dafür, eine Prozession zu veranstalten und den bösen Feind zu Ehren Gottes zu verbrennen. Dieser Auffassung widersprach der Lehrer als Haupt der anderen Partei. Er war ein Aufklärer, ein Leugner aller Wunder und ein geistiger Ahne der französischen Revolution. Er behauptete steif und fest, daß der fremde Vogel gar kein fremder Vogel sei, sondern eine angemalte Taube. Er schlug vor, dem bunten Federvieh die Farbe abzuwaschen und es so in sein Urbild zurückzuverwandeln. Er vermochte die Mehrzahl der Gönninger Stimmen auf sich zu vereinigen. Selbst der Herr Pfarrer war einverstanden, nachdem ihm zugesichert worden war, daß Prozession und Verbrennung

stattfinden sollten, falls sich der böse Feind nicht in eine Friedenstaube verwandeln ließe. Daß das unmöglich sei, war er selbstverständlich fest überzeugt.

Während also über ihr Schicksal gewürfelt wurde, äugte unsere Lora hinab vom Apfelbaum in die Menschenmenge und suchte nach ihrem Herrn. Als sie diesen nicht fand, wurde sie traurig. Sie war noch wie zerschlagen von dem langen ungewohnten Flug, und sie war hungrig, denn die Apfelmahlzeit am Abend vorher war ihr nicht sonderlich gut bekommen. Sie bereute, die vertraute Zimmer-Geborgenheit mit der verwirrenden Weite der Welt vertauscht zu haben. Sie leistete keinen nennenswerten Widerstand, als sie ein Gönninger Bürger vom Baum herunterholte. Sie verschtete zwar die Menschen aber als Spender von Sonnenblumenkernen und Kuchenstücken waren sie sehr wohl zu gebrauchen. Sie würde schon mit ihnen fertig werden.

Leider aber wurden diesmal die Menschen beinahe mit Lora fertig. Sie steckten das Tier in einen Bottich mit kaltem Wasser und rieben an ihm herum, daß ihm Hören und Sehen verging. Als auf diese Weise des Vogels buntes Gefieder nicht taubengrau wurde, probierten sie es mit warmem Wasser. Als auch das nichts half, kam kochendes Wasser an die Reihe. Nun aber hatte unser Papagei genug. Sobald er ein paar Spritzer des heißen Elementes abbekommen hatte, krächzte er „Lora rrrrauss!“ und hieb mit seinem scharfen Schnabel auf die ihn haltenden Hände, daß Blut floß. Man ließ ihn für einen Augenblick los und der genügte, kam davonzukommen. Zerzaust und zerschunden flog Lora von dannen. Ob der Vogel zu seinem Herrn zurückfand, entzieht sich unserer Kenntnis. Weder die Aufklärung noch Prozession und Scheiterhaufen hatten einen Sieg erringen können.

Am Ende sei noch folgende Warnung ausgesprochen: Wanderer, so du nach Gönningen kommst auf der Schwäbischen Alb, dann erzähle nichts von dieser Geschichte, insbesondere nenne nicht seine braven Bewohner „Papageienwäscher“. Es könnte sich sonst ereignen, daß sie dich in einen Kübel heißen Wassers stecken und dich waschen, wie du noch nie gewaschen worden bist!



Beim Mähen

Hans Friedmann



Oberbayerische Bäuerin

L. G. Schmidbauer
(Bavaria-Verlag Gauting)

Gewitterschwüler Abend

Der Abend ist so seltsam fremd und nah
Und viele sind noch nicht vom Feld gekommen —
Ein alter Mann hat ängstlich seinen Stuhl mit in das Haus
genommen,
Als er sich plötzlich einsam vor der Türe sitzen sah.

Im Beete stehen — starr, wie unter Glas — die Bohnenstangen —
Ich muß an jenen Bettelmann von heute Morgen denken
Und möcht ihm jetzt so gern und viel für Brot und Obdach
schenken. —
Doch der ist mit dem Tag schon längst ins weite Land gegangen.

Ein Laden schlägt — und um die schwarze Scheuer flakt ein jüher Wind.
Im Dielenholz zernagt ein Wurm gemächlich die gelähmte Zeit. —
Die Felder beten nun. — Und wie aus einer Ewigkeit
Weint irgendwo im Dorf ein müdes Kind.

DIE LUSTIGE „JUGEND“

Bauernwitz und Bauernschmitz Vom Baumstefenienenz

Der Bauernwitz ist a ganz a bsundere Sorten von Volkswitz, is alleweil a prächtige Mischung von Spaß und hingspitzter Wahrheit, feinem und grobem Humor und pfliffigem Ernst. Bauernwitz werden net fabriziert, um als Unterschrift für a gute Karikatur zu dienen — Bauernwitz, überhaupt all der Humor, der auf'm Land wächst, het fast alleweil irgendein wirkliches Geschehnis als Ursache und wenn man solche Sachen erzählt, nachher weiß man auch, wer den Witz oder den Schnitz einmal angegeben hat.

Sie werden aber meinen, daß ein Bauernwitz so stark ist, daß Frauenzimmer in Ohnmacht fallen, oder daß man bei an Herrenabend's Licht ausdrehen muß, wenn man's erzählt, damit man vielleicht meinen könnt, die Herren schämen sich. Also, da kann ich Sie gleich beruhigen. Der Bauernwitz is so was Harmloses, Lustiges und dabei Natürliches, daß S' Ihna dabei gar net anlehnen brauchen. — Und weil er so einfach ist und gar nicht hinterfotzig und zwiedueitig, drum hört man ihn immer seltener, erzählt wird er halt noch gern, wenn man am Winterabend in der Bauernstube zusammen sitzt und wer die schönsten Witz erzählen kann, der is alleweil schon ein angesehener Mann.

Also erzähl i halt amal: Wann's Ihnen gfallt und Sie können drüber grinsen, nacha freut's mich und wenn S' gar drüber lachen müssen, nacha greut's mi noch besser. Alles, was i erzähl, is entweder wahr oder es is a Lug. Da können S' Eahna nacha nehma, was d' brauchst.

Is amal — scho länger her — a Dorfvorsteher aufs Bezirksamt kemma und ersucht da den Bezirksamtman um a Feuerspritzn für sein Dorf. Der Bezirksamtman sagt: „Jawohl, Kerndl, ich werd mich dafür verwenden, heut hab ich aber keine Zeit.“ — Der Kerndl packt seinen Hut und geht. Nach einer Viertelstunde klopfets wieder beim Bezirksamtman und der Kerndl kommt wieder herein und als ihn der Bezirksamtman fragt, was er denn jetzt wolle, sagt er: „A Feuerspritzen möcht i halt.“ „Ja“, sagt der Bezirksamtman, „ich werd sorgen, daß Ihr Dorf eine Feuerspritzen bekommt.“ — Also, der Kerndl geht. Nach einer Viertelstund kimmt er aber wieder, macht d' Tür auf, steckt den Kopf rein und sagt: „Herr Bezirksamtman, a Feuerspritzen!“ — Fuchsteufelswild wird da der Amtmann: „Ich hab Ihnen doch schon gesagt, daß ich heute keine Zeit habe.“ Da sagt der Kerndl: „Woabst, i brauchts halt glet, es brinnt nämli scho zwoa Stund.“

Kimmt da amal der Bichlbauer mit an kloan Rüscherli spät in der Nacht hom und schleicht bei der Tür ein. Sei Weib aber hat eh scho gwart', bis er kimmt und halt ihm a lange und ausgiebige Ständeslehr. Lange Zeit hört sich der Bichlbauer die Predigt an, nachher nimmt er d' Latern, zünds an und sucht damit auf dem Stubenboden umananda. Er sucht und schaut, bis's der Bäuerin z' dumm wird und sie halt an Augenblick stad mit ihrer Predigt an und fragt'n: „Was suchst denn?“ Da sagt der Bichlbauer saukalt: „Dös Brettl suach i, dös an dei Maul hinghört.“

Der Breberermirl ihr Mann is krank und is halt hübsch schlimm belanand. Sie holt'n Bader und der schaut sich den Mann an. Nacha sagt er zu der Mirl: „Mirl, i kann dir net helfa, dei Mo wird halt ins Gras beißen müssen.“ „Ja mei“, sagt d' Mirl, „dös wenn eahm helfat, Gras kunnt er habn soviel er mag.“

Der Rammhäuslepp het als Erster im Dorf sich an Rundfunk angeschafft. Da sagt er voller Stolz zu sein Nachbar, dem Brachl: „I kann gar nüt verstehn, wa unsere Vorfahren ohne Rundfunk, Auto und Flieger hamn leben können.“ Sagt der Brachl drauf: „Schau, dös hamms eh net können, drum sans ja gestorbn.“

Da hats amal brennt. 's schönste Anwesen im Dorf, a zwostöckigs Haus is's gewesen. Kimmt a Feuerwehrmann zum Hauptmann: „Hauptmann, mir könnä net aufs Dach, weil d' Leitern z'kurz san.“ Sagt der Hauptmann: „Nacha laß mas vorläufig amal niederbrenna bis zum ersten Stock, nacha glengens scho.“

San amal in Bayerischen Wald etla Sachsen zur Sommerfrischen gewesen. Da wird an Früalein auf einer Tour übel. Meint einer: „Ach Gott, wenn wir doch etwas Rum oder Schnaps hätten.“ Gott sei Dank, war ein Wirtshaus in der Nähe und gleich is die ganze Gesellschaft auf den Wirt los. „Ach, Herr Wirt, könnten wir nicht ein bißchen Rum kriechen?“ Sagt der Wirt a bißsel verwundert: „Ja, i hab nix dagegen, wenns euch a Freud macht, nacha kriachts nur rum.“

